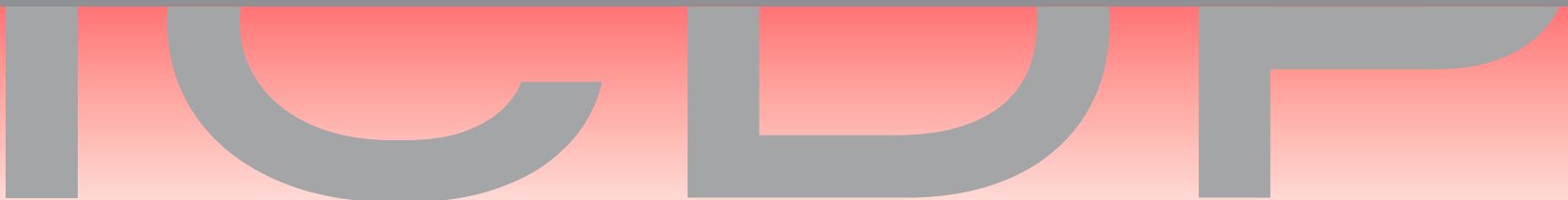


TOMORROW – WIE GESTALTEN WIR ZUKUNFT?

24 / 25

INSTITUT CONTEMPORARY
DESIGN PRACTICES

INDUSTRIAL DESIGN



Im Fokus: Design in der Wiege der Menschheit

Stephanie Ringel

76

Stella Mutegi ist Mitbegründerin des in Nairobi ansässigen Architekturbüros Cave_bureau. Sie spricht über Architektur und Design, ihr Konzept des «Reverse Futurism», und das Spannungsfeld von ländlichem und urbanem Umfeld. Während der International Workshop Week stellt sie ausserdem die Projekte des Unternehmens vor, die sich mit dem geologischen und indigenen Erbe in und um Nairobi befassen. Dieses Jahr co-kuratiert Cave_bureau den britischen Pavillon auf der Architekturbiennale 2025 in Venedig.

77

Stella, Sie und Kabage Karanja leiten gemeinsam Cave_bureau, ein klassisches Architekturunternehmen, das Sie praktisch aus der Not heraus gegründet haben. Woran arbeiten Sie momentan?

Ja, das stimmt. Cave_bureau ist 2014 entstanden, nachdem wir von einer grossen Architekturfirma entlassen worden sind. Wir beschlossen einfach, unser eigenes Büro zu gründen. Uns schwebte eigentlich ein konventionelles Unternehmen vor. Wir wollten Gebäude entwerfen, auf Baustellen sein usw. – aber irgendwann zog es uns in die Forschung. Wir nannten diesen Teil unserer Recherchearbeit «The Anthropocene Museum» (Anthropozän-Museum). Das fing ganz klein an, es gab keinen genauen Plan, aber es wuchs organisch zu dem heran, was es heute ist: ein wandernder Ort der Ideen und gemeinschaftlichen Aktionen. Die Forschung bringt auch mit sich, dass wir unser Wissen vermitteln dürfen – zum Beispiel in Basel bei der International Workshop Week. Dieses Frühjahr werden wir an der Yale School of Architecture sein.

Welche Art von Bauprojekten leiten Sie?

Das ist sehr unterschiedlich, denn wir sind nicht auf einen bestimmten Bereich in der Architektur spezialisiert. Wenn ein Kunde zu uns kommt und wir das Projekt spannend finden, nehmen wir es an. Im Moment stellen wir ein Objekt auf einem Kasernengelände fertig, in dem einheimische und internationale Soldat:innen ausgebildet werden. Davor haben wir ein Gebäude mit Mischnutzung projektiert – mit Platz für Unternehmen, Läden und Wohnungen. Zu unserem Portfolio zählen Bürohäuser, Wohnungsbauprojekte und Gebäude für verschiedene Institutionen.

Was die Architektur angeht, ist «cave» nicht nur ein Teil Ihres Unternehmensnamens, es ist auch Theorieansatz und Denkmodell. Können Sie das genauer erklären?

Eine Höhle, «cave», ist – wenn man darüber nachdenkt – der Ursprung der Architektur. Als wir uns ganz am Anfang Gedanken zu einem passenden Namen machten, beschlossen wir, zur allerersten Form der Behausung zurückzukehren, zur Höhle. Geografisch gesehen liegt unser Büro im Great Rift Valley (Grosser Afrikanischer Graben), die Region wird oft als «Wiege der Menschheit» bezeichnet. Die ältesten menschlichen Überreste wurden in Kenia gefunden. Wir interessieren uns sehr für das fast vergessene Wissen, das in den Höhlen in und um Nairobi zu finden ist. Wenn wir also über Geologie, Kolonialismus, Klimawandel usw. sprechen, begeben wir uns zurück zu den Höhlen, um diese komplexen Themen besser zu verstehen.

Sie sprechen von «Rural Urbanity» (ländliche Urbanität). Was genau ist darunter zu verstehen, insbesondere vor dem Hintergrund des indigenen und geologischen Erbes?

Wie lässt sich ein Verständnis unseres modernen Lebens davon ableiten?

Das ist eine spannende Frage, denn wir haben sogar einen Begriff dafür, «Reverse Futurism». Reverse Futurism schaut in die Vergangenheit, denn nur mit diesem Wissen können wir heute bessere Entscheidungen für unsere Zukunft treffen. Am Anfang stand die Frage, was eine afrikanische Stadt überhaupt ausmacht. Dafür haben wir uns in Nairobi genauer umgesehen. Die ur-

sprüngliche Städteplanung lag hier in den Händen der britischen Kolonialverwaltung. Wir haben uns verschiedene Areale angeschaut und die Art, in der die Stadt geplant wurde. Es liessen sich drei verschiedene Kategorien ausmachen, denen wir Namen gegeben haben: «Origin» (der Ursprung), «Made» (das Gestaltete) und «Void» (das Freie). «Origin» bezeichnet das Nairobi vor den Briten: das Weideland der Maasai. Das Gebiet ist angestammtes Land der Maasai und Nairobi bedeutet «Ort der kühlen Gewässer». «Made» bezieht sich auf die Teile der Stadt, die städteplanerisch entwickelt sind und grösstenteils das Territorium der Kolonialist:innen waren. Sie sind höher gelegen, daher ist es dort etwas kühler und es gibt eine üppige Vegetation. Heute sind das die Bezirke der Wohlhabenden. «Void» sind die vornehmlich informellen Siedlungen in den tiefer liegenden Gebieten. Dort herrscht eher ein Savannenklima. Die Bevölkerungsdichte ist sehr hoch, aber es fehlt die gute Infrastruktur der «gestalteten» Stadtteile. Wir haben untersucht, wie all diese urbanen Räume zusammenspielen, und dies wiederum führte uns zu den Höhlen. Wir haben nach den Wurzeln gesucht und diese Reise in die Vergangenheit half uns, die sozialen Probleme und die Reibungen zwischen Stadt und Land besser zu verstehen.

Warum ist das so?

Höhlen sind geologische Formen, die im Laufe der Zeit auf verschiedene Weisen genutzt wurden, zum Beispiel dienten sie den frühen Menschen als Wohnraum und wurden viel später von den Freiheitskämpfer:innen in der Kolonialzeit als Verstecke genutzt. Heute sind diese Orte in den Aussenbezirken vor allem Ausflugsziele. Man trifft dort Schulklassen, Teenager:innen und junge Erwachsene in ihrer Freizeit oder auch Liebespaare.

Das sind sehr alte, natürlich entstandene Orte, die über die Jahre auf verschiedene Arten genutzt wurden. Was lernen Sie von ihnen für unsere Zukunft?

Dass all das Wissen, das wir darüber haben, auch bewahrt und kommuniziert werden muss. Die meisten Kinder, die heute zu den Höhlen kommen, wissen gar nicht, was Freiheit eigentlich bedeutet. Sie wissen nichts von den Mau-Mau-Rebellen, die hier gekämpft haben. Wir hoffen auf eine Zukunft, in der die Menschen gut gebildet sind, und wir setzen uns für diese Zukunft ein. Sie müssen die «Warums» kennen: Warum gewisse Dinge so sind, wie sie sind, und warum einige Dinge sich ändern müssen. Ein grosser Teil der kenianischen Geschichtsschreibung zeigt ein verzerrtes Bild. Die Geschichte der Mau-Mau als Freiheitskämpfer:innen wird nicht wahrheitsgemäss wiedergegeben: Sie werden weiterhin als brutale Bürgerwehr gezeigt und nicht als eine Gruppe, die für ihr Land gekämpft hat, das ihnen mit Gewalt von den Briten genommen wurde, obwohl es rechtmässig dem kenianischen Volk gehörte. Wir möchten, dass die Menschen unsere eigene Geschichte wirklich kennen.

Setzen Sie sich auch dafür ein, dass mehr über die vorkoloniale Zeit bekannt ist und hier eine neue Bewertung stattfindet?

Tragischerweise sind wir dabei, das kulturelle Erbe Kenias und im Grunde aller afrikanischen Völker zu verlieren. Ich nenne dazu immer gern dieses Beispiel: Ich komme aus einer Community, die die «Meru» genannt werden, und ich spreche Kimeru. Aber meine Tochter



Stella Mutegi

spricht meine Muttersprache nicht. Ich bin die letzte in meiner Abstammungslinie, die Kimeru gelernt hat und ich gebe es nicht an mein Kind weiter. Etwas so Elementares wie unsere eigene Sprache, ein ungemein wichtiges kulturelles Erbe, wird in ihrer Generation nicht mehr existieren. Es macht mich traurig, wenn ich mir vorstelle, dass meine Tochter nur noch Englisch sprechen wird.

Würden Sie das als eine grosse Krise bezeichnen?

Ja, aber ich bin nicht sicher, ob die Leute wirklich verstehen, dass es eine Krise ist. Das alles hat mit der Kolonialzeit zu tun, in der den Menschen weisgemacht wurde, dass es rückständig sei, ihre Muttersprache zu sprechen und ihre Bräuche zu praktizieren. Um dazuzugehören, tut man, was einem gesagt wird, und genau das ist in der Generation meiner Grossmutter geschehen. Die Bildung der Kinder war westlich geprägt, um sie für das Leben in der modernen Welt gut auszurüsten. Als ich als dritte Generation geboren wurde, war schon ein grosser Teil der indigenen Kultur aus unserer Erinnerung gelöscht. Die westliche Kultur ist fremde Lebensart für uns, aber sie ist mittlerweile sehr normal. Und damit stirbt unsere Kultur.

Ich finde das sehr interessant, da die Sprache ein ebenso wichtiger Teil des indigenen Erbes ist wie Gebäude, soziale Gemeinschaften oder die Natur. Denn wie wir sprechen und was wir sagen, gibt den Dingen ihre Bedeutung. Sprache gehört zur Evolution von Generationen. Können Sie mir erklären, warum Sie diesen kulturellen Verlust benennen, aber nicht selbst versucht haben, diese Entwicklung aufzuhalten – insbesondere da Sie ja im Bildungsbereich arbeiten?

Das ist eine sehr schwierige Frage. Wahrscheinlich lässt sich das auf eine Art aufschiebende Vermeidungshal-

tung zurückführen. Ich kann sonst keinen echten Grund nennen. Wenn ich am Telefon mit meiner Mutter spreche, reden wir in einem Mix aus Englisch und Kimeru. Wenn ich Wörter auf Kimeru verwende, zum Beispiel am Ende eines Gesprächs, merkt sich meine Tochter diese Wörter und wiederholt sie später, wenn sie sich mit ihrer Grossmutter unterhält. Vielleicht nehme ich unser Interview zum Anlass, ihr tatsächlich mehr beizubringen.

Tun Sie das bitte! Die Sprache ist ein so wichtiges Werkzeug, um miteinander verbunden zu bleiben.

Ich habe meine Studierenden gebeten, sich an den Lockdown während der Covid-Pandemie zu erinnern, als die ganze Welt zu Hause festsass. Ich fragte jede:n einzelne:n von ihnen: Nenn mir ein Objekt, das dich in dieser Zeit getröstet hat, das du sehr oft verwendet hast. Und was würdest du daran ändern, sodass dieses Objekt noch besser wird? Es war spannend zu hören, was sie sich für einen möglichen nächsten Lockdown wünschen würden und was ihnen helfen würde. Ihre Projekte hatten grösstenteils mit Interaktionen zu tun! Ihre Ideen drehten sich um Interaktion und Verbindung.

Welche Rolle spielen Designer:innen in unserer heutigen Welt, die sich so schnell und unvorhersehbar zu wandeln scheint?

In unserer Zeit, in der künstliche Intelligenz (KI) Teil des Alltags wird, müssen wir uns wieder mehr auf den Menschen fokussieren. In der Zukunft wird jede:r fast alles tun können. Eine Gehirn-OP? Warte kurz, ich gebe der KI einfach ein Stichwort und wir bekommen eine Schrittfür-Schritt-Anleitung. Es werden mittlerweile viele Projekte mit KI entwickelt. Was genau ist also die Aufgabe von Architekt:innen oder Designer:innen? Ich würde dazu raten, verstärkt über jene menschlichen Interaktionen nachzudenken, die ohne Technologie auskommen.

Das passt zu dem, was Sie zuvor gesagt haben. Um zu verstehen, wer wir als Menschen sind und was wir brauchen, müssen wir uns auf unsere Vorfahren besinnen, die mit ihrer Umwelt im Einklang lebten.

Absolut, ja. Vor zweihundert Jahren haben die Menschen hier in Harmonie mit ihrer Umwelt gelebt, sie haben die Natur respektiert. Man nahm sich, was man brauchte, um ein Haus zu bauen, nutzte das Material, das irgendwann später wieder zu Erde wurde. Unser Staat ist sehr erpicht darauf, Gebiete zu erschliessen, die reich an geothermischer Energie sind, sodass wir eine «grüne» Nation werden. Aber wie grün ist das wirklich? Man muss sich nur anschauen, welche Opfer für diesen Wandel hin zu grüner Energie nötig werden: Menschen müssen das Land ihrer Vorfahren verlassen, Pflanzen und Tierarten, die sich an die hiesigen Bedingungen angepasst haben, leiden oder sterben in manchen Fällen sogar aus, Ökosysteme werden zerstört. Ich wünschte, wir Menschen hätten eine Art Pausenknopf, um innezuhalten und darüber nachzudenken, wie sich unser Handeln auf zukünftige Generationen auswirken wird. Das ist einer unserer Gründe dafür, als Architekt:innen in den Bereich der Forschung zu gehen. Das Anthropocene Museum (a.museum) gibt uns die Möglichkeit, einen Schritt zurückzutreten und eine neue Perspektive einzunehmen.

Das a.museum besteht mittlerweile aus zehn Projekten («Instalments»). Sie haben

untersucht, wie Systeme und Strukturen vom Menschen beeinflusst werden. Haben Sie diesen wichtigen Teil Ihrer Arbeit auch mit Ihren Studierenden diskutiert?

In gewissem Masse schon, denn das Prinzip des Reverse Futurism, das wir bei Cave_bureau anwenden, spielte auch in ihren Projekten eine Rolle. Ich habe zum a.museum einen Vortrag gehalten, in dem es auch darum ging, was unsere Vorstellungen zu Mount Suswa sind. Dieses Forschungsprojekt untersucht die Spannungen zwischen Stadt und Land. Wir haben einen dezentralen Ansatz gewählt: Wir schauen uns ausserhalb der Stadt um und hinterfragen, wie die menschlichen Aktionen im urbanen Raum die eigentlich resilienten Maasai in ihren Gebieten beeinflussen. Sie leiden unter dem Klimawandel und können die Traditionen, die ihr Überleben Tausende von Jahren gesichert haben, nicht daran anpassen. Die Maasai-Community von Suswa sieht sich mit den Auswirkungen der schlimmsten Dürre seit vierzig Jahren konfrontiert. Ihre Kühe und Ziegen sterben. Damit haben sie kein Auskommen mehr, sie werden ihrer Lebensgrundlage beraubt.

Liegt das daran, dass sich die Wetterverhältnisse geändert haben?

Noch vor ein paar Jahren wussten sie, wann die Regenzeit beginnt, wann sie aussäen müssen, wann sie mit ihren Tieren weiterziehen müssen, sodass die Weiden Zeit zur Regeneration haben. Heute können sie nicht mehr auf diese Weise planen, denn das Klima hat sich geändert und ist nicht mehr vorhersehbar.

Wir bringen das althergebrachte Wissen der Maasai mit unserem Know-how als Architekt:innen und mit dem Wissen anderer Expert:innen wie Geolog:innen, Anthropolog:innen, Ökolog:innen und Ingenieur:innen zusammen, beraten uns bei gemeinsamen Meetings, schauen uns die Situation vor Ort an und recherchieren. Unser Ziel ist es, die negativen Effekte des Klimawandels umzukehren, indem wir die im Suswa-Gebiet reich vorkommenden natürlichen Ressourcen bewahren und das Ökosystem schützen.

Wie sind die Studierenden diese Aufgabe angegangen?

Sie haben zu zweit gearbeitet, eine Gruppe bestand aus vier Studierenden. Es war sehr interessant zu sehen, wie sie denken. Man merkt, dass sie noch sehr jung sind. Sie fokussieren auf ihre Altersgruppe und entwerfen zum Beispiel Spiele, um mit ihren Kolleg:innen interagieren zu können.

War die Herangehensweise der Studierenden für Sie lehrreich?

Ja, auf jeden Fall. Sie sind sehr pragmatisch und lassen sich nicht stressen. Sie kommunizieren sehr viel und nutzen das Internet. Als ich in ihrem Alter war, musste ich viele Dinge durch eigenes Tun herausfinden. Das war zu einer Zeit, in der man statt über Google zu suchen noch in einer Enzyklopädie nachschlug. Manchmal, wenn ich ein Problem habe und versuche, eine Lösung zu finden, frage ich die jüngeren Leute im Büro. Sie fragen dann wiederum ChatGPT und geben mir gleich mehrere Lösungen.

Wo finden Sie Inspiration?

Häufig im Austausch mit den Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten. Jedes Mal, wenn wir eine Höhle be-

suchen, entsteht eine Verbindung mit der örtlichen Gemeinschaft. Wir möchten viel mehr verstehen als nur die physischen Eigenschaften der natürlichen Behausung. Wir möchten wissen, wie diese einfachen Schutzräume waren und genutzt wurden und was sie besonders machte. Es ist wichtig, den Menschen gut zuzuhören. Wir sind sehr privilegiert. Wenn die Milch leer ist, steige ich ins Auto, fahre zum Supermarkt und kaufe eine neue Packung. Oder ich öffne einfach meine Supermarkt-App, bestelle und lasse die Milch liefern. Eine Frau, die wir vor Ort kennengelernt haben, muss planen: Wenn sie keine Milch mehr hat, muss sie überlegen, wann und wie sie das nächste Mal einkaufen kann. Solche Dinge lassen mich innehalten und nachdenken – und sie inspirieren uns auch.

Ihre Arbeit nährt sich von den Lebensweisen anderer. Mir fällt auf, wie präsent die Ideen des a.museum in Ihrem Denken sind. Wird es ein weiteres Projekt in der Serie geben?

Wir haben beschlossen, dass «am 10.0» die letzte Ausgabe sein wird. Während alle anderen a.museums um die Welt gereist sind, ist «am 10.0» eine auf den Ort zugeschnittene Design-Intervention auf dem Aussenkrater der Maasai-Community im Suswa-Naturschutzgebiet. In diesem Projekt geht es um Respekt und Wiedergutmachung und wir arbeiten eng mit den Maasai zusammen, um gemeinsam Lösungen zu entwickeln, die ihre Anliegen und ihre indigenen Verwaltungsstrukturen stärken. Wir möchten dabei sowohl den Menschen als auch allen Lebewesen auf dem Berg zu einem besseren Leben verhelfen. Und von dort aus möchten wir Tentakel bilden. a.museum wird unsere neue Basis sein, um anderswo ähnliche Aktivitäten in Angriff zu nehmen.

Sie kuratieren den britischen Pavillon auf der Architekturbiennale 2025 in Venedig. Werden Tentakel bis in die Giardini reichen?

Man könnte fast sagen, dass der Pavillon ein Tentakel ist, ja. Die Ausstellung zeigt Architektur aus der ganzen Welt, die sich durch eine enge Verbindung zu ihrer natürlichen Umgebung auszeichnet. Sie hält dem Klimawandel und sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen gegenüber stand. Sie unterstützt die Gemeinschaften, die am stärksten vom Klimawandel betroffen sind, und bietet ihnen Zuflucht. Wir nehmen bereits zum dritten Mal an der Biennale teil, obwohl wir nach dem ersten Mal beschlossen hatten, nie wieder an der Ausstellung teilzunehmen.

Warum?

Als wir das erste Mal teilnahmen, merkten wir, wie viel Arbeit das war, und wir hatten kein Budget, also mussten wir für unser Projekt «Obsidian Rain» Sponsoren finden. Beim zweiten Mal rief uns Lesley Lokko, eine ghanaisch-schottische Architektin und Pädagogin sowie Kuratorin der 18. Internationalen Architekturbiennale, an und wir konnten einfach nicht Nein sagen. Leider befanden wir uns aber wieder im selben Hamsterrad. Allerdings erhielten wir eine Finanzierung des African Futures Institute. Und dann gewannen wir die offene Ausschreibung des British Council, den britischen Pavillon mitzugestalten... und das tun wir jetzt! Ohne die Menschen und Institutionen, die uns auf unserem Weg geholfen haben und uns verschiedene Möglichkeiten eröffnet haben, wäre das Anthropozän-Museum nie zu dem geworden, was es ist. Wir wissen jetzt: Sag niemals nie!

